

Wirtschaft

Die Hauptsorge ist nicht der Export, sondern das Inlandgeschäft

Der Detailhandel verlangt von der Schweizer Nahrungsmittelindustrie nach dem Eurozerfall Rabatte. Alle Marktteilnehmer müssten einen Beitrag leisten, fordert der Präsident der Sortenorganisation Emmentaler.

Benita Vogel

Ruedi Lieberherr ist intensiv am Kalkulieren. Der Chef des Ostschweizer Nahrungsmittelherstellers Morga steht nach der Aufhebung des Mindestkurses mit ausländischen und inländischen Kunden in Kontakt. Im Ausland sind die Morga-Produkte über Nacht teurer geworden. Das Exportgeschäft des Herstellers von Tee, getrockneten Früchten und Soja-Produkten ist mit 10 Prozent nicht sehr hoch. «Durch die Kursveränderung sind Exporte nicht mehr kostendeckend», sagt Lieberherr. Viel mehr zu schaffen macht ihm der Heimmarkt. «Die ausländischen Mitbewerber sind auf einen Schlag 15 bis 20 Prozent günstiger geworden.» Zudem sieht sich Morga mit aktuellen Forderungen von Schweizer Händlern nach Preissenkungen konfrontiert.

Morga ist nur einer von vielen Schweizer Nahrungsmittelproduzenten, die sich derzeit den Kopf zerbrechen. «Wir geraten im Export- und Inlandmarkt stärker unter Druck», sagt etwa Werner Hug, Präsident der gleichnamigen Biskuitfabrik. Die Frage in der Branche lautet: Wie behält man im Aus- und Inland die Marktanteile? Auch der Backwarenhersteller Kambly ist mit einem Exportanteil von 40 Prozent stark betroffen. «Kambly steht zum Standort Schweiz und wird, je nachdem, wo sich die Wechselkurse einpendeln werden, die entsprechenden Massnahmen treffen, um die langfristige Wettbewerbsfähigkeit zu sichern», heisst es in Trubschachen. Die Produktion ins Ausland verlagern, ist für Schweizer Produzenten nicht so einfach. Sie brauchen das Schweizer Kreuz auf ihren Produkten.

«Da können wir kaum mithalten»
Über konkrete Massnahmen mögen die Schweizer Firmen öffentlich nicht sprechen. In der Branche wird vieles diskutiert. Guetsli- und Schokoladenhersteller haben die Möglichkeit, inländisches Milchpulver durch billigeres ausländisches zu ersetzen, um Kosten zu sparen. Zölle fallen dabei keine an, weil es sich um einen Veredelungsverkehr handelt. Negative Folgen hätte das aber für die Milchbranche, die ohnehin stark unter Druck steht. Derweil versuchen viele Hersteller, Exportkunden mit Währungsrabatten zu besänftigen, wie mehrere angefragte Vertreter bestätigen.

Im Inland seien die Herausforderungen vielschichtiger, meint der Chef eines Getreideverarbeiters, der ungenannt bleiben möchte. Spätestens bis Ende Woche muss er Detailhändlern mitteilen, um wie viel er ihnen entgegenkommen kann. Die Forderungen seien sehr hart.

Sorgen macht er sich vor allem um das mittel- und langfristige Inland-



Schweizer Käse war schon vor dem Eurosturz teurer als Importkäse. Nun droht er zum Ladenhüter zu werden. Foto: Keystone

geschäft. «Detailhändler schreiben europaweit aus. Stand heute können wir bei diesen Ausschreibungen kaum mehr mithalten», sagt er. Der Getreideverarbeiter prüft schon Kostensenkungsprojekte: Längere Arbeitszeiten, Lohnstopp, Automatisierung. Auch bei Hug ist Rationalisierung ein «grosses» Thema: «Wir investieren stark in neue Anlagen, um günstiger produzieren zu können.»

Besonders gross ist die Aufregung in der Milchverarbeitungsindustrie. Die Branche hatte bisher schon Mühe, ihren teuren Qualitätskäse im In- und Ausland zu verkaufen. Per Ende November 2014 sind die Exporte gesunken. Die Käseimporte dagegen nahmen zu und übertrafen zeitweise sogar die Ausfuhren. Der Eurosturz verschärft die Entwicklung.

An Preiserhöhungen im Ausland, um die Währungskursverluste zu decken, ist nicht zu denken. Die Händler und Konsumenten seien kaum bereit, noch mehr zu bezahlen, sagt Jacques Gygax, Direktor des Käsevereins Fromarte. Die Marktanteile zu halten, ist schwierig - das gilt auch für den Heimmarkt. Heute schon bezahlen Konsumenten bei Le Shop für einen Schweizer Emmentaler 40 Prozent mehr als für einen Allgäuer. Auch wenn Qualität und Produk-

tionsbedingungen der beiden kaum vergleichbar sein mögen: Steigt der Preisunterschied weiter, kann der Schweizer Käse rasch zum Ladenhüter werden.

Käser fordern Hilfe vom Staat

«Wir müssen in der Branche die Reihen schliessen», sagt Heinz Wälti, Präsident der Sortenorganisation Emmentaler. Morgen Freitag sollen an einer ausserordentlichen Delegiertenversammlung, an welcher Milchbauern, Käser und Grosshändler teilnehmen, Massnahmen beschlossen werden. Eine davon ist die Senkung des Richtpreises ab Käseereien. Offen ist, wer dabei die Einbusse tragen soll. «Alle Branchenteilnehmer müssen einen Beitrag leisten», sagt Wälti.

Einspringen soll auch der Bund. «Wir erwarten in dieser Ausnahmesituation Unterstützung», sagt Wälti. Der Staat soll helfen, den bestehenden Exportförderungsfonds aufzustocken. «Andernfalls werden Tausende Arbeitsplätze in der Milchwirtschaft verschwinden», prognostiziert er. Die Lage sei dramatisch. Viele Bauern bekämen einen unfairen Milchpreis, und die Käseereien müssten nach dem Eurosturz hohe Abschreiber auf ihre Lager vornehmen, in denen sie ihre vor Monaten produzierten Käse reifen lassen.

Toblerone

Spardruck schon vor Eurozerfall

Stellenabbau bei Toblerone in Bern-Brünnen: Elf Mitarbeiter erhalten die Kündigung oder werden vorzeitig in Pension geschickt. Die zum US-Grosskonzern Mondelez - der früheren Kraft Foods - gehörende Fabrik senkt so den Personalbestand um fünf Prozent. Die Angestellten wurden Ende Jahr über den Sparentscheid informiert. Er ist also keine Folge des Eurozerfalls von letzter Woche. Gegenüber der BZ, die den Abbau publik machte, begründete eine Sprecherin den Schritt mit dem immer intensiver werdenden Wettbewerb im Lebensmittelgeschäft. Die Konkurrenzsituation der Fabrik, die 96 Prozent ihrer Erzeugnisse exportiert, hat sich mit dem Ende des Euro-Mindestkurses verschlechtert. Zumal mit Zucker und Milch zwei wesentliche Rohstoffe für Toblerone aus der Schweiz kommen. Gerne hätte der «Bund» von den Verantwortlichen erfahren, ob nach dem SNB-Entscheid mit weiteren Entlassungen zu rechnen sei oder gar eine Verlagerung der Produktion ins Ausland thematisiert werde - bevor 1991 die Toblerone-Produktion in Bern zentralisiert wurde, gab es mehrere Werke im Ausland. Mondelez reagierte nicht auf Anfragen. (bwi)

Ab nun kassiert die Nationalbank

Bei Banken mit grossen Giro-Guthaben gehen die Negativzinsen in die Millionen.

Bruno Schletti

Betroffen ist zum Beispiel Postfinance. Das Geldinstitut hat bei der Schweizerischen Nationalbank (SNB) ein Giroguthaben von knapp 40 Milliarden Franken. Nach den neuen Regeln will die SNB zwar nicht den ganzen Betrag verzinst haben, sondern nur den Anteil, der einen Freibetrag übersteigt. Bei Postfinance ist das weniger als 10 Prozent des ganzen Giroguthabens. Wenn Postfinance ab heute rund 4 Milliarden Franken mit 0,75 Prozent verzinsen muss, fliessen so 30 Millionen Franken zur Nationalbank ab, welche das Geld als Ertrag in der eigenen Erfolgsrechnung verbucht.

Bei den inländischen Banken beträgt der Freibetrag das Zwanzigfache der Mindestreserve, mindestens jedoch 10 Millionen Franken. Mindestreservepflichtig sind Banken, die in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein zugelassen sind. Man will damit eine minimale Nachfrage nach Notenbankgeld sicherstellen.

Für ausländische Banken und andere Finanzdienstleister, die nicht der Mindestreservepflicht unterstehen, gilt der einheitliche Freibetrag von 10 Millionen Franken. Damit sind ausländische Banken mit Guthaben bei der SNB stärker von den Negativzinsen betroffen als inländische Banken. Viele Inlandbanken bleiben mit ihren SNB-Guthaben unter der Freigrenze. Wie hoch die gesamten Giroguthaben sind, welche verzinst werden müssen, will die Nationalbank nicht offenlegen. Sprecher Walter Meier sagt nur, dass es sich um «beträchtliche Beträge» handelt.

Es ist nicht davon auszugehen, dass die Banken die Zinsen zahlen und zur Tagesordnung übergehen werden. Mehrere Institute haben bereits angekündigt, man werde gewissen Kunden - vor allem grossen Geschäftskunden - die Negativzinsen belasten. So will etwa die Postfinance einen Schwellenwert definieren; man behalte sich vor, den Betrag, der diesen Wert übersteige, mit einer Guthabengebühr oder anderen Massnahmen zu belegen, sagt Sprecher Johannes Möri. Noch sei allerdings nichts beschlossen.

Bei Lombard Odier sind die Entschiede bereits gefallen. Kundengelder über 100 000 Franken werden ab heute mit Negativzinsen belastet. Die Privatbanken fühlen sich von der Nationalbank benachteiligt. SNB-Sprecher Meier sagt dazu: «Die Regeln sind für alle Schweizer Banken gleich.» Für Vermögensverwalter gelten allerdings geringere Mindestreserven und damit tiefere Freibeträge, die nicht verzinst werden müssen.

Galenica wächst weiter

Der Berner Pharma- und Apothekenkonzern Galenica hat sein Wachstum 2014 trotz Preisdruck in allen Märkten fortgesetzt. Der konsolidierte Umsatz stieg um 1,7 Prozent auf 3,41 Mrd. Franken, wie das Unternehmen gestern bekannt gab. Der Gewinn werde zum 19. Mal in Folge zunehmen. Den Jahresabschluss wird Galenica am 10. März vorlegen.

Im Medikamentenhandel, dem umsatzmässig grösseren Geschäftszweig, verzeichnete Galenica 2014 Erlöse von 2,78 Mrd. Franken - 0,6 Prozent mehr als im Vorjahr. Das Pharmageschäft Vifor legte beim Umsatz um 6,6 Prozent auf 706,2 Mio. Franken zu. Das Unternehmen verwies auf das niedrigste Grippeaufkommen seit vier Jahren und den regnerischen Sommer, der sich insbesondere negativ auf den Absatz des Kernprodukts Anti-Brumm ausgewirkt habe. Die Einnahmen aus den Lizenzgebühren von Cell Cept bezifferte Galenica auf 91,8 Mio. Franken, nach 100,2 Mio. im Vorjahr.

Aus aktuellem Anlass äusserte sich der Konzern auch zum Ende des Euro-Mindestkurses. Für Galenica resultiere primär ein Fremdwährungsrisiko aus den Umsätzen in US-Dollar von Vifor Pharma, hiess es. Dank eigenen Vertriebsgesellschaften und Einkäufen in Euroländern könne das Währungsrisiko in der Eurozone gemildert werden. (sda)

«Ich freue mich diebisch über die Schweizerische Nationalbank»

Dirk Müller hat sich vom Börsenhändler zum Börsenkritiker gewandelt. Er befürchtet aber auch, dass der technische Fortschritt viele Arbeitsplätze vernichten wird.

Hans Galli

Er war das Gesicht der Frankfurter Börse, und auch der «Bund» hat mehrmals ein Bild von ihm abgedruckt. Der Grund: Dirk Müller hatte seinen Händlerplatz an der Frankfurter Börse genau unter der Anzeigetafel für den deutschen Aktienindex DAX. Er kriegte den Übernamen «Mister DAX», weil sich an seiner Mimik ablesen liess, ob es auf oder abwärts ging. Deshalb war er ein beliebtes Objekt für die Fotografen.

Damals sei die Welt noch in Ordnung gewesen, führte Müller gestern am Berner Wirtschafts- und HR-Forum vor über 1000 Personalfachleuten im Kursaal Bern aus. Da hätten noch Händler mit Händlern Wertpapiergeschäfte abge-

schlossen, und mit dem Kapital seien Unternehmen finanziert worden. Heute dagegen tauschten Computer in Bruchteilen von Sekunden riesige Beträge ohne Bezug zur realen Wirtschaft aus. Ethik sei in den Computern nicht eingebaut.

«Diesen Hochfrequenzhandel brauchen wir nicht», sagte Müller. Er sei Ausdruck des amerikanischen Wirtschaftsverständnisses, dass jeder gegen jeden kämpfen müsse. In Europa dagegen habe das gemeinschaftliche Wohl eine grosse Tradition, gemäss dem Motto: Wenn es dem Nachbarn gut geht, geht es auch mir gut. Dieser Gemeinsinn drohe allerdings im Zuge der Globalisierung unterzugehen.

Google gefährdet die Autobranche

Müller sieht sich heute als «Dolmetscher zwischen den Finanzmärkten und den Menschen ausserhalb der Börse», wie er auf seiner Homepage schreibt. Als Autor und Berater ist er ein beliebter Experte in den deutschen Medien. In seinem gestrigen Vortrag warnte er vor der wachsenden Ungleichheit. In Deutschland besäßen die fünf Reichs-

ten so viel wie die 40 Prozent Ärmsten zusammen, weltweit verfüge gemäss der Hilfsorganisation Oxfam 1 Prozent der Menschen über gleich viel Vermögen wie der Rest der Menschheit. Er plädierte nicht für Gleichmacherei, Lohnunterschiede von 1 zu 50 seien noch vertretlich, solche von 1 zu 500 aber nicht mehr. Doch die Kluft werde wegen des



Dirk Müller am früheren Arbeitsplatz an der Frankfurter Börse. (Keystone)

technischen Fortschritts weiter wachsen. Er sei überzeugt, dass sich beispielsweise selbstfahrende Autos, wie der Prototyp Google Car, durchsetzen werden. Diese Autos könnten per Smartphone-App gemietet werden. Dadurch erübrige sich der Kauf eines eigenen Autos. Gemäss verschiedenen Studien werde der Autoabsatz in Europa um ein Viertel zurückgehen. Dadurch seien 40 Millionen Stellen in der Auto- und der Zulieferindustrie bedroht.

«Es war höchste Zeit für die SNB»

Er lobte zudem den Entscheid der Schweizerischen Nationalbank (SNB), den Mindestkurs für den Euro aufzuheben. «Es war höchste Zeit», sagte er. Die SNB habe sich 2011 mit der Koppelung von Franken und Euro ein grosses Problem aufgeladen, und es sei von Jahr zu Jahr noch grösser geworden. Nun habe sie richtigerweise einen Schlussstrich gezogen. Er bewundere zudem, dass die SNB ihr Vorhaben geheim gehalten und sogar die Europäische Zentralbank überrascht habe. «Ich freue mich diebisch, dass ihr dies gelungen ist», sagte Müller.